

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 38

Altena, den 5. November

1929



Sie und ihr Ich

Von Frieda Wildt-Gohmann.

Sie war das einzige Kind reicher Eltern und gewöhnt, daß ihr jeder Wunsch, der ihrem eigenwilligen Kopfe entsprang, erfüllt wurde. Die umworbene Tochter des angesehenen Fabrikanten genoss ihre Schönheit und Jugend nur für sich, nur an sich denkend. Sie konnte tun und lassen, was sie wollte. Die Eltern vergaßen ihre Tochter und fanden infolgedessen alles richtig, was sie tat.

Sie genoss sich gedankenlos auf der Oberfläche des Lebens dahin. Sie trieb jeden Sport, der ihr stand, aber am liebsten steuerte sie ihren schnittigen Wagen durch den Regen, von ihren Freundinnen sehr darum beneidet.

So fand sie auch eines Tages den Mann, der ihr gefiel, mit dem zwar verlobeten, jedoch uralten Herrenfisch dazu, ganz wie sie es sich gewünscht hatte. Nach ihrem Geschmack, mit ihrem Gelde wurden die Räume der Wohnung herrlich eingerichtet. Ihre Hochzeit bedeutete ein gesellschaftliches Ereignis.

Nun war sie die reiche Frau eines armen, adelichen Mannes, der sich ihren Wünschen willig fügte. Sie führten ein glänzendes Haus. Gesellschaften, Jagden und Bälle wechselten ab. Sie war der bewunderte Mittelpunkt.

Da — an einem Morgen, als sie aus dem Bade stieg, kühlte sie eine plötzliche Schwäche, die sie zwang, sich auf den Divan zu legen. Es war zwar bald vorüber, aber es machte sie unruhig; denn sie hatte bisher bei ihrem gesunden Körper nie dergleichen gespürt. Schließlich, als sich dies Unbehagen öfter zeigte, ließ sie einen Arzt kommen, der ihr bestätigte, was sie schon im stillen befürchtet hatte: Sie sollte Mutter werden!

Das paßte ihr durchaus nicht. Es sollte etwas geschehen ohne ihren Willen! Sie meinte sich dagegen mit leidenschaftlichem Trotz. Ihrem Manne bezeugte sie mit stillem Groll, sie wurde de unausweichlich für ihre Umgebung.

Nach einiger Zeit fand sie sich mit der Tatsache ab, aber mit dem festen Willen, sich von diesem unerwünschten Zustand in ihren bisherigen Lebensverhältnissen nicht stören zu lassen. Eines Tages wurde dann das Kind da sein, natürlich schön und gesund wie sie selbst. Doch bis dahin wollte sie keinen Gedanken daran verschenden und auf kein Vergnügen verzichten.

Große Summen wurden für raffiniert gearbeitete Kleider ausgegeben, die ihren Zustand verbergen. Dabei schmürte sie ihre wohlgebaute Gestalt so ein, daß sie oft Qualen litt, wenn sie bei den Dinners herzergerade auf ihrem Stuhl saß. Höchst peinlich war ihr der Gedanke, daß jemand ihren Zustand bemerken könnte. Die ruhige Würde, die oft freundliche Erwartung, die andere Frauen in solchen Fällen zur Schau trugen, war ihr unverständlich.

Der Professor, dem sie sich anvertraute, riet ihr, für die Zeit der Geburt eine Klinik aufzusuchen. Aber sie ging nicht darauf ein, weil sie sich von ihrer gewohnten Umgebung nicht trennen wollte.

Gegen ein hohes Honorar erklärte sich nun der Professor bereit, schon einige Wochen vor dem Ereignis auf dem Herrenfisch Gast zu sein. Eines Abends war ihre Stunde gekommen. Sie lag in ihrem großen Bett, zwischen seidenen Decken, und fühlte unbekannte Schmerzen. Der Professor zog einen Kollegen zu, weil eine Narkose notwendig wurde.

Wenige Stunden vergingen. Ihr Mann ging sorgfältig vor ihrem Schlafzimmer auf und ab. Kein Laut war zu hören. Da öffnete der Professor die Tür und klopfte ihrem Mann etwas zu. Der trat ein, beugte sich über seine Frau, die bloß in den Kissen lag. Langsam öffnete sie die Augen: „Wo ist mein Kind? Ich will es sehen.“

Entbrieft vor, in dem ihn „Barba“ — so hieß die entzückende Vollmaße — auf nächsten Sonntag verlobte. Da wiederholte sich das selbe Schauspiel. Noch ein drittes Mal ließ sich der verlobte Mann hineinlegen. Dann kam ihm die Sache etwas verdächtig vor. Er reiste kurz entschlossen nach Brescia und fand dort nach einigem Suchen „Barba“. Leider aber nicht in der Gestalt eines anmutigen jungen Mädchens, sondern in der eines rothaarigen, von Sommerprossen strotzenden Männleins. Er — und nicht „Sie“ — entpuppte sich als eine gewerbmäßige Heiratswindlerin; der geschäftstüchtige Signor Barba korrespondierte regelmäßig als junge Dame und hatte es lediglich auf männliche Opfer abgesehen. Er wanderte ins Rittchen. Georgio aber beschloß, zeitlebens Junggeselle zu bleiben.

Wem gehört unser Kind?

Die meisten Eltern sind der Meinung, ihr Kind sei ihr unumschränktes Eigentum. Sie haben es zur Welt gebracht, es mit Mühen aufgezogen, wer in aller Welt dürfte ihnen den Besitz streitig machen? Nach dem bürgerlichen Gebühreth ist ihnen ja auch unter normalen Umständen das Verfügungsrecht zuzukommen. Eine andere Antwort gibt aber A. Weber im Daheim (66. Jahrgang Nr. 5). Dort heißt es in einem längeren Aufsatz u. a.: Das Kind gehört sich selbst! Und wir sollten mehr und mehr lernen, „unser“ Kind nicht so unumschränkt als Privateigentum zu betrachten, vielmehr vom ersten Lebensstage an bedenken, daß es sich selbst am allermeisten gehört. Von dieser Einsicht aus wird unsere Liebe die rechte sein, denn sie wird dem Kind nur das antun, was ihm selber dient und nützt. Da wird die väterliche Mutter sich lieber das Küssen und Verschäffeln des Kindes verweigern, als es im geringsten dadurch körperlich und seelisch zu gefährden. Sie wird das Kind nicht zur Spielpuppe herabwürdigen, sondern das hohe, unantastbare Gut, das ihr anvertraut wurde, in Ehrfurcht verwahren. Da werden die Eltern dem heranwachsenden Kind sein größtes Bemühen lassen: sich frei zu entwickeln nach seinen Anlagen und seinem eigenen Wesen. Sie werden es niemals voreilig in den ihnen erwünschten Beruf drängen, vielmehr seine Entwicklung in Ruhe sich vollenden lassen und derweil mit der stets wachen Aufmerksamkeit ihrer Liebe beobachten, wohin es das Menschenwesen drängt. Erst aus dieser Einstellung heraus haben Eltern das Recht, zu gegebener Zeit dem Sohn oder der Tochter bei der Berufswahl zu raten und zu helfen. Nur so werden Eltern es leicht überwinden, wenn ihr Kind „aus der Art schlägt“, nur so alle die Bedenken besiegen, die ihren selbsttätigen Plänen mit dem Kind voreilig entspringen. Und bedarf ein Kind, das in solcher wahren Elternliebe steht, der Ermahnung und der Strafe, so wird die ernste Sorge um das tiefe Wohl des Kindes sie herausbekommen, und niemals die unbefriedigte Eucht nach Autorität, nie irgendeine nervöse Spannung, die nach Entladung drängt.

Das Kind gehört sich selbst

Wie stehen Sie zum Winterport, lebenswürdige Leserin? Gewiß, daß er gesundheitsfördernd ist, war uns beiden schon lange bekannt, aber wissen Sie auch, daß er Ihnen auf 1500 m Höhe, inmitten des Schnees, Gelegenheit gibt, Geschmack und Sinn für Farbe und Form in demselben Maße zu zeigen, wie auf dem parquetté luminaire Ihrer bevorzugten Tanzdielen, daß in modischer Beziehung der Winterportplatz in keiner Weise hinter den größten gesellschaftlichen Veranstaltungen zurücksteht? Ziehen Sie also die Konsequenz, und benutzen Sie diese letzten Herbsttage, um das Novemberfest der Zeitschrift „Die neue Linie“ aufmerksam durchzusehen. Es bringt Ihnen nicht nur einen vollständigen Ueberblick über die Wintermode, sondern vertieft sich mit liebevoller Sorgfalt auch in alle Einzelheiten des weissen Sportes, vom „Wauen Vorneger“ an, bis zum Fahrplan nach den großen Zentren der Sporttreibenden Welt. „Die neue Linie“ steht 3 1/2 überall zum Preise von Mark 1.— zu haben, sonst auch direkt vom Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.

Spiritistenheirat

Herr James Weed in Stamford ist ein tüchtiger Geschäftsmann, dem es in den siebzehn Jahren seines Lebens gelungen ist, das nette Vermögen von zwei Millionen Mark zusammen zu bringen. Mancher hätte sich danach betrieblig zur Ruhe gesetzt; aber Herr Weed hielt sich noch nicht für reich genug und gedachte auf dem mühseligen Wege der Börsenspekulation noch die eine oder andere Million zu verdienen. Aber die Börse ist ein gefährlicher Boden; man weiß nie sicher, wie die Kurse sich bewegen werden; so hielt es Herr Weed für geraten, zuvor einige zuverlässige Auskünfte einzuziehen. Wo konnte er diese besser erhalten als bei Frau Lilian Starr, die sich als hellseherisches Medium eines ausgezeichneten Rufes im weitesten Umkreise erfreute? Herr Weed war selbst ein überzeugter Spiritist und zweifelte daher keinen Augenblick, daß Frau Lilian ihm schon die richtigen Tipps geben werde. Er sah sich in seinen Erwartungen weit übertraffen. Allerdings mit den Tipps rückte das Medium noch nicht gleich heraus, dafür gelang es ihm aber überraschenderweise, sich mit den vor Jahren verstorbenen Eltern ihres Auftragsgebers in Verbindung zu setzen und von ihnen in Erfahrung zu bringen, daß die um das Wohl ihres Sohnes immer noch besorgten alten Leute keinen fehnlichen Wunsch hätten, als die Ehe ihres Sohnes mit Frau Lilian. Herr Weed zweifelte um so weniger an der Wahrheit dieser überraschenden Mitteilung, als ihm die Hellseherin eine im gleichen Sinne lautende schriftliche Mitteilung seiner Eltern aus dem Jenseits vorlegen konnte. Als guter Sohn akzeptierte er daher nicht den Wunsch der Verstorbenen zu erfüllen. — Mit den Börsentips war es auch nach der Hochzeit nichts; statt dessen gelang es aber der neugeheirateten Ehefrau, ihrem Gatten 100 000 Mark in bar, für den Kauf eines Spiritistentempels, zu entlocken. Sie hatte das Geld kaum in Händen, so verschwand sie und ward nicht mehr gesehen. Nach diesen traurigen Vorfällen soll der Spiritismus in England einen seiner überzeugtesten Anhänger verloren haben.

Postschließfach Nr. 316

Georgio Buzatti, ein strebsamer junger Kaufmann in Turin, hatte stets Glück im Geschäft, aber um so weniger in der Liebe. Er war schon im zehnten Mannesalter und noch immer unverheiratet. Sehr gegen seinen eigenen Willen; er hätte nur zu gern eine raffische Italienerin als Gattin heimgeführt. Eines Sonntags wurde der Heiratslustige auf ein Institut Grade erwarte: „Junge, schöne Vollmaße sucht in Ermahnung von Bekannntschaften auf diesem Wege Lebensgefährten. Angebote mit Lichtbild nach Brescia, Postschließfach 316, senden. Diskretion Chronofach.“ Schleunigst schrieb Georgio eine acht Seiten lange Bemerzung. Er brauchte nicht lange auf Antwort zu warten; schon nach achtundvierzig Stunden hielt er ein parfumiertes Briefchen in der vor Aufregung zitternden Hand: „Sehr geehrter Herr, ich glaube, Sie sind der Mann, nach dem ich mich in meinen Mädchenträumen sehne. Wenn Sie der Ansicht sind, daß Sie mich glücklich machen könnten, möchte ich Sie gern kennen lernen.“ Und ob Signor Buzatti der Meinung war! Er schrieb einen glühenden Liebesbrief, wie er im Bude steht. Abermals kam prompt die Antwort der schönen Unbekannten: „Ich will Sie auf die Probe stellen. Senden Sie mir umgehend 500 Lire! Sollte ich bis Sonnabend im Besitz des Geldes sein, so könnten wir uns am Hauptbahnhof in Mailand treffen.“ Dem Briefe lag das Bildnis eines entzückenden jungen Mädchens bei. Georgios Herz schlug höher. Er schickte die fünf Summerteile telegraphisch nach Brescia, Postschließfach 316, fuhr am Sonntag in einem funkelnagelneuen Anzug nach Mailand und wartete dort auf seine Zukünftige. Bartete eine Stunde. Zwei Stunden. Den ganzen Vormittag. Doch die Holbe aus Brescia kam nicht. In recht niedergeschlagener Stimmung nach Turin heimgekehrt, fand Buzatti einen

Puccini, Kant und Brant in einem Topf warf. Die Damen gingen zwar mit höflichem Schreien über derartige Entgleisungen hinweg, aber Grace sah, daß Plond bei solchen Gelegenheiten vorlegen wurde. Sie wollte ihm alle weitere Bestimmung ersparen und vertiefte sich in alle möglichen wissenschaftlichen Werke. Doch, was Samschen nicht lernt, lernt Hans nicht mehr. Grace konnte sich die vielen fremden Namen nicht merken, und wenn sie sich doch in ihrem Gedächtnis eingepägt hatte und selbst ihre Bedeutung wußte, so brachten Fräulein Boyle und ihre Freundinnen bei nächster Gelegenheit das Gespräch bestimmt auf ein ganz anderes, ihr völlig unbekanntes Gebiet. Deshalb mußte Grace langsam zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihre Adoptivschwiegertochter sie nur zu blamieren und Plond zu entfremden suchte. Grace fühlte, daß dies Fräulein Boyle auch gelang.

Die Geburt eines Stammbalters schien Plonds Liebe wieder aufzufrischen. Doch nur für kurze Zeit. Denn nun begann Fräulein Boyle schwereres Geschäft aufzuführen. Sie veranstaltete täglich Bibelabende, an denen sämtliche Hausbesitzer teilzunehmen hatten und die drei bis vier Stunden dauerten. Wenn dann die würdevolle Dame den Himmel bat, ihren lieben Adoptivsohn von allem Uebel zu erlösen, so wußte Grace genau, daß sie hiermit gemeint war. Dann mußte sich die junge Frau an ihre Widersacherin selbst wenden, weil ihr Mann, der auf Geheiß seiner Adoptivmutter nicht arbeiten durfte und wöchentlich nur fünf Dollar Taschengeld erhielt, ihr keine Kleider kaufen konnte. Mit schmerzender Freundlichkeit war Fräulein Boyle sofort bereit, die junge Frau von Kopf bis zu Fuß neu auszustatten. Sie kaufte ihr nicht weniger als siebenundzwanzig Kleider auf einen Schlag. Doch nach Graces Ansicht war diese Freigebigkeit nichts anderes als ein neues Mittel auf ihr Unglück, denn die Kleider, die Fräulein Boyle ohne Widerspruch zu dulden gewählt hatte, mochten einer Siebzehnjährigen stehen, aber nicht einer frischen, jungen Frau. Grace fühlte, daß sie ihrem Mann in dieser erzwungenen Maskerade lächerlich erschien, und sie empfand, wie er sich täglich mehr von ihr abwandte. Zu alledem wehrte er sich nicht dagegen, daß seine Adoptivmutter den kleinen Stammbalter spöttisch nur als „Graces Baby“ bezeichnete.

Da riß der jungen Frau, die wußte, Plonds Liebe gehörte ihr nicht mehr, die Geduld. Sie nahm ihr Kind aus dem Arm und verließ für immer den pompösen Schauplatz ihrer Erniedrigung.

Heute fordert Grace Howard von Fräulein Boyle hunderttausend Dollars Schadenersatz, weil sie der festen Ansicht ist, daß die Freigebigkeit der alten Dame nur System war, um durch das Bekleben alter Porzette ihre Weltgewandtheit den Eien über die Schönheit und Frische ihrer Schwiegertochter zu verhehlen. Somit fand dieser ursprünglich so romantische Film aus dem Leben einen etwas unerwarteten Abschluß.

Babys Bitten an die Mutter

Die Mutterliebe ist stets darauf bedacht, ihrem Kinde die beste Pflege zuteil werden zu lassen, aber nicht immer weiß sie die rechten Wege und quält, ohne es zu wissen, ihr Kleines durch falschen Ueberreifer und unrichtige Behandlung. In folgendem hat ein bekannter Kinderarzt einige wohlgemeinte Mahnungen in origineller Form an die Mutter gerichtet. Er läßt den jungen Erdenbürger folgende Bitten an sein Mütterchen richten:

„Ich mich nicht öfter an, als es nötig ist. — Gib mir keinen alten Lutscher, um mich am Schreien zu verhindern. — Zeige mich nicht allen Tanten und Onkeln. — Nimm mich nicht immer aus meinem Bettchen, um mich an die Brust zu drücken und mit mir auf dem Fußboden zu spielen, und führe vor mir keinen milden Indianeranzug auf, indem du eine Klapper schüttelst und mit einem Rauderwisch vorredst um mich am Schreien zu hindern. — Wenn ich meine Flasche fortwerfe, zwing mich nicht sie von neuem zu nehmen, ich weiß besser als du, wenn ich Hunger habe. — Nimm mich nicht zu allen Vergnügungen mit, denn ich bin noch nicht so alt und vergnügungsfähig wie du. — Küsse mich nicht, daß ich nach zu jung, suche dir dazu einen Altersgenossen aus. — Laß mich deine übertriebene Sorge um

für Kinder und für junge Frauen, sie sind die Farben der Blüten oder der jungen Blätter, sie gehören in das Jungmädchenzimmer und in den kleinen anmutigen Damen salon.

„Sage mir, welches deine Lieblingsfarbe ist und dein Charakter wird mir um vieles näher sein.“

Kr. Roloff.

Als ich in Paris war

Was mir auffiel „La rue“ — die Höflichkeit — keine seidenen Strümpfe — die „weiblichen“ Frauen.

Es ist kaum ein Vierteljahr her, da war ich in Paris. Und weil mich manch eine darum beneidet, will ich davon erzählen. Die Schönheit der Stadt ist verbrieft und verriegelt. Wie steht es nun um die Bemöbner?

Der Pariser ist zunächst in seine Straße verliebt. Er hat immer Zeit für sie, er durchstreift sie nicht, er schauert mit anmutig bewegten Schritten und mit einem Lächeln der Gemütsruhe im Gesicht. Nichts von Eile, Verrger, Unfreundlichkeit, nichts von Sorge um Zukunft, nichts von Verrger über Leute, die Zeit zu haben scheinen.

Direkt auf die Straße stellen die Cafés ihre Stühle und Tische und nennen das Terrasse. Auch alle Restaurants kleineren Stils haben ihre Terrasse. Eng aneinandergebrängt sitzt man da fröhlich beisammen, umflutet von dem interessanten Leben des Pariser Verkehrs, und nun trinkt der Herr Pariser seinen Apetit, seinen Kaffee, sein Strahburger Bier, seinen mit Wasser verdünnten Wein. Dazu sieht er fröhlich in die Gegend, mit interessiertem Blick, dem immer Hochachtung beigemessen ist, blickt auf das weibliche internationale Publikum und mit Wohlwollen die männlichen Geschlechtsgeossen, die da vorbeiziehen, und wie er, verliebt in die „La Rue“ sind.

Was einem auffällt: Der Fußgänger ist kein Feind des Autofahrers. Sie behandeln sich gegenseitig achtsam. Der Taxifahrer muß fahren — und er ist auch kein Feind von Traurigkeit, er raft, wie das Fahrer mal so an sich haben, aber an allen Begrenzungen wird er galant: lieber Herr Passant, jetzt bist du dran! Auch die langsamsten alten Dämonen aus der fisteren Provinz kommen gutauslich über die Fahrbahn. Sie halten die Fahrer nicht für passionierte Mordmörder, wie das hierzulande zuweilen geschehen soll.

Was auch auffällt: hübsche junge Damen sind nicht halb so geschminkt wie anderswo. Nur die Kriegsbemalung der Lippen scheint hier wie dort Trumpf zu sein. Und noch etwas: man sieht nicht ein Paar Seidenstrümpfe. Hübsche Beine, kadelloses Schuhwerk, aber einfache, haltbare, hauchdünne Strümpfe, die nicht einmal Seide vortäuschen sollen.

Auch in der größten Hitze trennt sich die Pariserin nicht von ihrem Mantel — alte Damen, junge Damen —, alles trägt ein leichtes Mäntelchen in Schwarz, Braun oder Dunkelblau. Die Straße findet die Pariserin weiblich außerordentlich einfach gekleidet, die deutsche Dame ist überreicht, hier wenig von der berühmten Eleganz der französischen Frau zu sehen, jedenfalls kann sich die Pariserin mit der Aufmerksamkeit nicht mit der Berlinerin messen. Bei der Rückkehr fällt diese Tatsache verblüffend auf.

Man sieht in der französischen Hauptstadt viel Armut, die sich ohne besondere Scheu neben dem Reichtum breitmacht.

Frühmorgens werden auf der Straße Teppiche geklopft, in der Art, daß man sie einfach auf dem vorher gekehrten Pflaster ausbreitet und nun losklopft. Auch Kleider werden am

„Es war nicht lebensfähig. — Ein Junge —“ kam es stöhnend und leise von den Lippen ihres Mannes.

Vor ihren wieder fest geschlossenen Augen suchten rote Blitze. Sie fiel, fiel — tief in dunkle Abgründe, — ihr eitles „Ich“ war zerbrochen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte das Schicksal gegen ihren Willen entschieden.

In diesem Augenblicke fühlte sie sich Mutter — bitter schmerzhaft — nun, da es ihr versagt war, Mutter zu sein!

Farben und Stimmung

Die Farben, mit welchen sich der Mensch in seinem Geiste umgibt, sind für sein Wohlbefinden und ganz besonders für seine Stimmung durchaus nicht ohne Bedeutung. Goethes Genie erkannte diesen Zusammenhang zwischen menschlicher Psyche und Farbe schon vor mehr als einem Jahrhundert und seine „Farbenlehre“ bahnte den Weg zu einer ganz neuen Wissenschaft.

Die angenehmste, nämlich wärmste Farbe, die ein Raum aufweisen kann, ist zweifellos die rote. Daher werden Wohn- und Esszimmer, in welchen man „heimlich“ verweilen soll, am liebsten mit dieser Farbe tapeziert und die roten Polsterstühle erfreuen sich eigentlich seit Generationen gleich großer Beliebtheit.

Auch gelb ist eine gute Farbe für die Wohnung. Sie täuscht das Sonnenlicht am ehesten vor, weil sie ihm am meisten gleicht. Deswegen werden gelbe Steppdecken, gelbe Lampenschirme und gelbliche Tapeten für Schlafzimmer besonders gerne verwendet, denn der darin Erwachende hat auch selbst an einem nebligen und trüben Tage den Eindruck, als ob die Sonne scheint. Welchen Vorteil für die Gemütsstimmung dies in sich schließt, ist allgemein bekannt.

Orange ist diejenige Farbe, die aus Rot und Gelb besteht. Sie wirkt eigentlich die beiden Farben vorzüge in sich vereinen möchte, ist sie nach Goethes Ansicht nicht so angenehm, da sie grell und aufreizend wirkt und die Konzentration der Arbeit zu stören imstande ist.

Grün ist die Farbe der Anpruchslosigkeit und der Ruhe. Sie ist die gegebene Nuance für das Arbeitszimmer und der „grüne Tisch“, an dem Konferenzen abgehalten und wichtige Entscheidungen getroffen werden, ist eine internationale Erscheinung. Grün ist überdies die Farbe, die dem Auge am meisten wohl tut und ein Mensch, der viel zu schreiben hat, ruht geistig und psychisch aus, wenn er den Blick auf die grünlüne gemusterte Wand des Arbeitsraumes richten kann.

Von der blauen Farbe aber ist Goethe wenig entzückt. So schön er diesen Ton in der Natur findet, wo er das Gelste, was diese hervorbringt, schmückt, nämlich das klare Wasser und den strahlenden Himmel, so wenig ist er als Zimmerfarbe mit Blau einverstanden. Diese Farbe nämlich wirkt im geschlossenen Räume kalt und unpersönlich, ja geradezu entfernend und der eigentliche Grund mag darin liegen, daß der blaue Farbton nicht in den geschlossenen Raum, sondern in die freie Natur zu gehören scheint.

Trübe Farben sind überdies Grau und Braun. Es sind die Farben der Unheimlichkeit, der Trauer und der Abkehr von der Freude. Grau ist die Farbe der Trauer, diejenige Farbe, in der Schwarz enthalten ist, und Braun ist die Farbe des Schmutzes, des Regenwassers und der sterbenden Herbstblätter.

Der kommt es, daß sich die Mäntel in braune Ruten zu kleiden pflegen, weil sie schon durch ihre Kleidung ihre Unweltlichkeit ausdrücken müssen.

Hell und anmutig aber sind alle Lichtfarben wie rosa, lila und violett. Sie eignen sich

nen und Freige haben.“ Die nicht über-
gen erwarten, antwortete Floß: „Nur mit
Grace zusammen.“ Selbst Fräulein Boye
hört diesen Ausdruck verständlich zu finden,
und die kleine Seligheiterkäuferin erste-
te Genugthuung, in das schloßähnliche Heim
ihrer bisherigen Widersacherin einziziehen zu
können. Ein Film würde mit diesem „Höhen-
Happo end“ gelassen haben. Das Wesen
des armen Grace den Gefallen nicht,
Fräulein Boye nur ihr gegenüber die
Freundschaft selbst: „Rind, du mußt jetzt un-
ser Welt und meine Freundinnen kennen
lernen.“ Grace hatte nichts dagegen einzu-
wenden. Die Damen aus Fräulein Boyes Be-
kannntkreis waren sehr freundlich zu ihr, aber
merkwürdigerweise drehte sich die Unterhaltung
immer um Dinge, von denen die einfältige Selig-
heiterkäuferin wenig Ahnung hatte um Lite-
ratur, Theater, Gelschichte, Kunst. Kein Wunder,
wenn da die reizende, aber nicht mit
großem Wissen beladete Grace Russford und